

“Beni und die Bar Mitzwa” von Eva Lezzi

Georg Langenhorst

Angaben zur Veröffentlichung / Publication details:

Langenhorst, Georg. 2017. “Beni und die Bar Mitzwa” von Eva Lezzi.” In *Literatur auf Gottes Spuren: religiöses Lernen mit literarischen Texten des 21. Jahrhunderts*, edited by Georg Langenhorst and Eva Willebrand, 203–11. Ostfildern: Matthias Grünewald Verlag.

Nutzungsbedingungen / Terms of use:

licgercopyright

Dieses Dokument wird unter folgenden Bedingungen zur Verfügung gestellt: / This document is made available under these conditions:

Deutsches Urheberrecht

Weitere Informationen finden Sie unter: / For more information see:

<https://www.uni-augsburg.de/de/organisation/bibliothek/publizieren-zitieren-archivieren/publiz/>



Literatur auf Gottes Spuren

Religiöses Lernen

mit literarischen Texten des 21. Jahrhunderts

herausgegeben von

Georg Langenhorst und Eva Willebrand

Matthias Grünewald Verlag

16. In der Synagoge „Beni und die Bat Mitzwa“ von Eva Lezzi

Georg Langenhorst

Wie gesehen: Wenn vom Judentum literarisch die Rede ist, dann weiterhin häufig im Kontext von Pogromen, Vernichtungskatastrophen verschiedener historischer Epochen, vor allem aber der Shoa. Das gilt auch für den Bereich der Kinder- und Jugendliteratur. Ungezählt sind all die teils auf authentischen Erfahrungen beruhenden, teils rein fiktionalen Bücher über Anne Frank und Janusz Korczak, über das Leben und Sterben oder Überleben jüdischer Kinder und Jugendlicher in den Jahren zwischen 1933 und 1945 (vgl. Langenhorst 2016). Von der Shoa, von ihrer bis heute prägenden Geschichte immer wieder neu zu erzählen, gehört zu den grundsätzlichen Auseinandersetzungen gerade mit der deutschen Geschichte. Der Blick auf das Schicksal jüdischer Menschen in dieser Zeit kann und muss dazu verhelfen, die deutsche Geschichte auch aus der Perspektive dieser Opfer sehen zu lernen.

Aus religionspädagogischer Sicht zeichnen sich in der Konzentration auf die Shoa jedoch zwei Gefahren ab: Zunächst fördert diese Konzentration im Blick auf das Judentum ungewollt den Eindruck, das Judentum in Deutschland sei primär eine Dimension der *Vergangenheit*. Das für die nichtjüdische Mehrheit religiös und kulturell Fremde bleibt eben auch historisch fremd, rückt zumindest zeitlich nicht nahe. Zum Zweiten wird jedoch die Tendenz deutlich, das Judentum seiner spezifisch *religiösen Bedeutung* zu entkleiden. In weit verbreiteten Büchern wie Myron Levoys Bestseller „Der gelbe Vogel“ (1977), aber auch in Henning Pawels „jüdischen Geschichten“ mit dem Titel „Schapiro & Co“ (1992) oder Monika Helfers und Michael Köhlmeiers Erzählung „Rosie und der Urgroßvater“ (2010), um nur herausragende Beispiele zu benennen, bleibt die spezifisch religiöse Dimension fast unerwähnt.

1. Konzentration auf das heute bei uns gelebte Judentum

Einige neuere Kinder- und Jugendbücher setzen dagegen einen bewusst anderen Schwerpunkt, der gerade aus religionspädagogischer Perspektive besonders reizvoll wird. Ihnen geht es unter anderem um die expli-

zite Sichtbarmachung des heute hier im deutschen Sprachraum gelebten Judentums, das sich zumindest auch religiös definiert. Ein ganz einfacher Grund für die Produktion dieser Bücher: Im deutschen Sprachraum lebende Jüdinnen und Juden machten die Beobachtung, dass für ihre eigenen Kinder keinerlei Bücher vorlagen, in denen ihre eigene Lebenswelt auch nur am Rand auftauchte. Die Gründung des in Berlin ansässigen Ariella-Verlags – hervorgetreten vor allem auch in der Publikation einer aufsehenerregenden ersten deutschsprachigen Kinder-Tora nach über 50 Jahren (vgl. *Langenhorst/Naurath* 2017) – verdankt sich unter anderem dieser Situation.

Darum also geht es: im deutschen Sprachraum lebenden jüdischen Kindern eine literarische Welt zu schaffen, in der ihre eigene Existenz sich widerspiegelt. Dass diese Bücher dann eine hervorragende Basis gerade auch für interkulturelles und interreligiöses Lernen stiften sollten, ergab und ergibt sich auf einer zweiten Ebene wie von selbst.

Die bislang eigenständigsten Beiträge zu dieser noch jungen Tradition zeitgenössischer deutsch-jüdischer Kinder- und Jugendbücher liefert die in Berlin lebende Judaistin und Literaturwissenschaftlerin *Eva Lezzi* zusammen mit der Fotografin *Anna Adam*. In drei Foto-Textbüchern folgen wir dem zunächst achtjährigen Beni und seiner Familie durch die sich anschließenden Kindheitsjahre: „Beni, Oma und das Geheimnis“ (2010), „Chaos zu Pessach“ (2012) sowie „Beni und die Bat Mitzwa“ (2015). Inzwischen liegt eine Gesamtausgabe unter dem Titel „Beni-Bücher“ (2015) vor. Geeignet für Kinder ab sechs Jahren nehmen sie uns hinein in das Leben des jüdischen Jungen Beni, der mitten im Alltagschaos einer westlichen Großstadt mit seiner realitätsnah und sympathisch dargestellten Familie lebt wie andere Kinder auch, nur eben als religiös praktizierender Jude. Die jüdischen Traditionen sind dieser Berliner – so wird es spätestens im dritten Band klar – Familie umso wichtiger, als die in derselben Stadt lebende Großmutter eine Überlebende der Shoa ist, und die Beachtung der Traditionen immer wieder einfordert.

Dabei ist die Familie – wie viele andere auch – ‚gemischtreligiös‘: Mutter, Tochter und Sohn sind jüdisch, der Vater nicht. Aus dieser Konstellation ergeben sich Spannungen, Spiegelungen und Anfragen in der Mischung aus Binnensicht und Außensicht auf die Religion, welche die Handlung vorantreiben. Beni findet hinein in die zentralen jüdischen Bräuche und Traditionen, erlebt bei den Großeltern einen klassisch zelebrierten Sab-

bat, feiert Pessach im Familienkreis, schildert im dritten Buch die Bat Mitzwa seiner älteren Schwester Tabea. Durch seine Augen werden Kinder, Jugendliche und erwachsene Lesende mit hineingenommen in eine Welt, die einerseits völlig alltäglich ist, sich andererseits aber eben doch durch eine ganz eigene religiöse Prägung und historische Verwurzelung auszeichnet, in welcher über das Schicksal der Oma die Shoa durchaus mitthematisiert wird. Der Blick in die Vergangenheit steht aber nicht im Mittelpunkt. Unaufdringlich wird all das lebendig, humorvoll – und gänzlich ohne pädagogisch-didaktische Aufdringlichkeit – erzählt und bebildert, was ein jüdisches Leben in Deutschland heute auszeichnen kann.

Anna Adams collagierte Fotos bebildern diese Erzählungen nicht nur, sondern schaffen in ihrer spielerischen Verfremdung vielmehr eine noch einmal ganz eigene Vorstellungswelt. Die anspruchsvolle, witzige und kreative Zusammenfügung von Text und Bild zeichnet diese drei in sich als Serie (ab-)geschlossenen Bücher aus, der Eva Lezzi 2015 den eher für ein frühjugendliches Lesepublikum geeigneten, das interreligiöse Miteinander thematisierenden Roman „Die Jagd nach dem Kidduschbecher“ folgen ließ.

Auffällig: Wie in manchen jüdischen ‚Erwachsenen-Romanen‘ auch weisen die ‚Beni-Bücher‘ ein an die Erzählung angehängtes ausführliches Glossar religiöser Fachbegriffe auf, das auf die bewusst verständnisfördernde Intention – für jüdische wie nicht-jüdische Lesende – schließen lässt. Die bloße Notwendigkeit der Aufnahme von Glossaren verweist umgekehrt auf die vorgängige, bewusst einkalkulierte Erwartung von Fremdheit und Andersartigkeit der erzählerisch präsentierten Welt. Vom – auch religiös geprägten – Judentum kann man also heute im Kinderbuch ganz unterschiedlich erzählen: erinnerungsbezogen, ernst, alltäglich, witzig, heiter, humorvoll, verschmitzt, realistisch, verfremdet. In den ‚Beni-Büchern‘ finden sich Elemente all dieser Erzählstrategien: Dass dabei eine ‚fremde‘ Welt präsentiert wird, zeigt die Anfügung der Glossare. Welche Signalwirkungen allein schon dadurch erfolgen, wäre eine detaillierte Leserezeptionsstudie wert.

2. Beni und die Bat-Mitzwa

In vielen liberal- wie orthodox-jüdischen Synagogen-Gemeinden im deutschsprachigen Raum hat es sich eingebürgert, dass nicht nur zwölfjährige Jungen ihre Bar Mitzwa feiern, sondern auch Mädchen ihre Bat Mitzwa. Davon handelt dieses Buch. Die Vorbereitungen sind von großer Aufregung und mühsamen Planungen und Geschäftigkeiten geprägt. Beni findet all diesen Aufwand übertrieben. Die launische, heftig pubertierende Schwester mit ihrem Vorhaben, die anschließende Feier von einer Hip-Hop-Band gestalten zu lassen, die Hektik der Mutter: All das ist ihm eher lästig. „Ihm geht das ganze Getue echt auf die Nerven, und Zeit für ihn hat sowieso niemand mehr“ (Lezzi, Beni und die Bat Mitzwa, 2).

Anders die Mutter. Sie ist sich der außergewöhnlichen Bedeutung des Ereignisses bewusst. „Ich bin so stolz auf dich“, erklärt sie ihrer Tochter. „Du bist das erste Mädchen aus der Familie, das Bat Mitzwa wird.“ An der erzählten Familiengeschichte wird so eine wichtige Entwicklung innerhalb des Diasporajudentums im späten 20. und 21. Jahrhundert deutlich. „Als ich so alt war wie du“, fährt die Mutter fort, „durften Mädchen und Frauen in keiner Synagoge in Berlin aus der Tora vorlesen. Ich war sehr eifersüchtig auf meine Brüder, die mit allem Brimborium ihre Bar Mitzwa feiern durften“ (ebd., 7).

Am Ende des Buches wird sich Beni mit der turbulenten Feier versöhnt haben, nicht zuletzt deshalb, weil er dort Sofie näherkommt, einem Mädchen für das er sich sehr interessiert. Didaktisch reizvoller als diese sich zart anbahnende Verliebtengeschichte ist die Möglichkeit, mithilfe dieses Buches die Tradition einer Bat Mitzwa zu erschließen, gerade auch für Kinder, denen die Bräuche und Feste des Judentums kaum bekannt sind. Der zugleich fiktionale wie personal zentrierte Zugang bietet hier ganz eigene Möglichkeiten. Blicken wir auf die zentrale Episode:

In der Synagoge

Endlich ist es soweit. Die Synagoge ist bis auf den letzten Platz gefüllt. Mama blättert nervös im Siddur vor und zurück, und Papa überprüft immer wieder den Sitz seiner Krawatte und seiner Kippa. Oma wäre vor lauter Unruhe am liebsten hin und her gerannt, aber wenigstens kann sie die Gebete laut mitsprechen. Nur Opa sitzt steif und würdig da. Man muss ihn schon sehr genau kennen, um zu merken, wie blass er ist und wie unnatürlich häufig er sich räuspert.

Tabea trägt ihren neuen Tallit um die Schultern. Den Tallit haben Anne und Sue aus New York für sie mitgebracht. Er ist hauptsächlich weiß, wie die der anderen in der Synagoge, aber er hat bunte Streifen und ist wunderschön. Auch Tabeas rote Turnschuhe sind ein Geschenk von Anne und Sue. Mama findet sie zwar äußerst unpassend für die feierliche Zeremonie in der Synagoge und versteht ohnehin nicht, wieso Anne und Sue Tabea auch dieses Geschenk schon vor der Bat Mitzwa geben mussten. Jedenfalls hat sich Tabea mal wieder durchgesetzt und die Turnschuhe angezogen. Dennoch wirkt sie jetzt etwas verloren und ängstlich, und Beni hätte am liebsten ihre Hand gedrückt, doch er sitzt zu weit weg von ihr. Außerdem hätte er sich das sowieso nicht getraut.

Der Gottesdienst dauert ewig. Beni sucht in seiner zweisprachigen Bibel die Torastelle, die die Kantorin gerade auf Hebräisch lejt, um sie in Deutsch mitzulesen. Papa will ihm die richtige Textpassage zeigen, aber auch er hat Mühe sich zurechtzufinden und schielt in Mamas Buch. Endlich findet Papa die Bibelstelle und Beni liest: „So wie die Wolke sich von dem Zelte erhob, dann erst brachen die Kinder Israels auf, und an der Stelle, an der die Wolke sich niederließ, dort lagerten sich die Kinder Israels.“ Welches Zelt? Welche Wolke? Immer wieder geht es um diese seltsame Wolke, um Aufbrechen und Ruhen und um die Befehle des Ewigen. Und endlich kapiert Beni: Klar, die Wanderung durch die Wüste Sinai ist gemeint nach dem Auszug der Juden aus Ägypten. Beni lässt seine Blicke wieder schweifen und entdeckt in einer der hinteren Reihen Sofie. Sofie? Wie kommt Sofie denn hierher? Ob sie wohl auch jüdisch ist?

Beni schreckt aus seinen Gedanken hoch, denn nun ruft der Rabbiner Oma und Opa zur Tora auf. Aufgeregt wirft sich Oma einen Tallit über die Schultern, den ein anderer Beter ihr überlässt, während Opa seinen Tallit enger an den Körper zieht. Gemeinsam steigen sie die drei Stufen hoch zur Bima. Opa lejt eine Passage aus der Tora, und dann endlich bekommt auch Tabea ihre Alija. Sie wird so aufgerufen, wie sie es sich unbedingt gewünscht hat, nämlich als Tochter beider Elternteile, obwohl Papa nicht jüdisch ist: „Tabea, bat Ruth ve Thomas“.

Tabea stellt sich vor die Tora in die Mitte der Männer und Frauen, die dort auf sie warten. Mit leicht zitternder Hand nimmt sie den Torazeiger, den Opa ihr lächelnd reicht. Auch ihre Stimme zittert, als sie die

Segenssprüche sagt. Aber beim Lesen ihrer Torastelle wird ihre Stimme immer kräftiger und schließlich liest Tabea laut und deutlich und es klingt, als ob sie singen würde: „Wa-tissager Mirjam mi-chuz la-machane schiw‘at jamim we-ha-am lo nassa ad he‘eassef Mirjam.“

Tabea hat eine schöne Stimme, das muss sogar Beni zugeben. Sie leint perfekt – mindestens so gut wie die Kantorin auf ihrer CD. Opa steht neben Tabea und verfolgt ihre Lesung in einem Buch. Immer wieder nickt er anerkennend. Mama presst sich die Hand vor den Mund, und Papa legt seinen Arm um ihre Schultern, während Tabea unbeirrt weiter liest.

Später darf Tabea die Tora zum Aron haKodesch zurücktragen. Ihre Wange berührt dabei den samtigen Toramantel, und sie lächelt glücklich. Dann hält sie ihr Dwar Tora. Ob sie wieder gegen sämtliche Brüder schimpfen wird? Beni befürchtet das Schlimmste und zieht angespannt die Schultern hoch. Aber Tabea legt ihre Bibelstelle dieses Mal ganz anders aus.

„Ich glaube, dass meine Parascha zeigt, dass wir unsere Geschwister brauchen“, erklärt sie. „Aaron fleht seinen Bruder Mosche an, der tödlich kranken Mirjam zu helfen, und dann schreit Mosche zu Gott: ‚O heile sie doch!‘ Und weil sich ihre beiden Brüder so sehr für sie einsetzen, wird Mirjam in nur sieben Tagen von ihrem Ausschlag geheilt. Und so bin auch ich meinem Bruder dankbar, der mir in schwierigen Situationen schon oft geholfen hat.“

Tabea erzählt noch viel mehr. Sie redet über ihre Großeltern, die den Holocaust überlebt haben, aus dem Exil nach Berlin zurückgekehrt sind und jetzt miterleben, wie ihre Enkelin Bat Mitzwa wird. Und sie redet über die tanzende Mirjam, die Gott lobt und preist, indem sie tanzt und singt. Und über ihre Freunde, mit denen sie selber so gerne tanzt. Aber Beni kann gar nicht mehr richtig zuhören. Er schluckt und schluckt und ist fassungslos darüber, dass sich Tabea in aller Öffentlichkeit bei ihm bedankt hat.

Auf einmal wird es laut in der Synagoge, denn alle werfen Bonbons auf Tabea, die ihnen lachend ausweicht, und auch Beni wirft seine Bonbons nach vorn. Sie verpassen ihr Ziel und landen zwischen Omas Füßen. Die sammelt sie ein und steckt sich gleich eines in den Mund. Oma lacht und winkt Beni zu.

Später beim Kiddusch im festlich geschmückten Raum neben der Syn-

agoge muss Tabea unentwegt Hände schütteln und in Kameras lächeln und kommt gar nicht dazu, etwas zu trinken oder zu essen. Nicht nur, dass Papas bester Freund Marco und alle anderen hundert Gruppen- und Familienfotos machen. Jeder will auch noch ein extra Bild mit Tabea: zuallererst natürlich Mama und Papa, dann Tabeas Freundinnen und Freunde, Oma und Opa, Onkel Micha mit seiner ganzen Familie, Papas Lieblingscousine Friederike aus Bayern mit ihrem Mann und den drei Kindern, Tante Marina und Opa Anton, Onkel Jakob und noch viel mehr Leute, die Beni gar nicht alle kennt. Bestimmt tun Tabea schon die Mundwinkel weh vor lauter lächeln. Wie sie es nur schafft, dabei immer so zu strahlen? Beni ist sicher, dass sie auf allen Fotos super aussieht, und nur er wird wieder ein schiefes Lächeln haben und blöd abstehende Haare. Auf einmal drückt ihm Anne eine Kamera in die Hand, denn jetzt soll Beni Fotos machen und zwar von Marco, Anne und Sue, die sich links und rechts bei ihm eingehängt haben. Es wird bestimmt ein lustiges Bild, denn Marco hat auf beiden Wangen rote Lippenstiftspuren.

Nach der Fotosession schnappt sich Beni eine Handvoll Nüsse und schlendert zu Robert. Der Arme hat eine eingegipste Hand, hält sich aber tapfer und gibt Beni ein paar letzte Tipps für den geplanten Sprung mit dem Skateboard.

Eva Lezzi, Beni und die Bat Mitzwa, 18–23

3. Didaktisch-methodische Perspektiven

Das für Lesende von 8 bis 13 Jahren bestens geeignete Buch sollte sicherlich als Ganzes im Unterricht präsentiert werden, vor allem auch in der Doppelanlage als Foto-Text-Buch. Die zentrale Episode bietet jedoch besondere Chancen für eine interreligiös sensible Annäherung an das Judentum. Grundsätzlich stellt das Buch das Judentum als selbstverständliche Lebenswirklichkeit heute hier bei uns vor, das ist sein erster zentraler Verdienst. Das Judentum wird weder auf seine Rolle in der Vergangenheit festgelegt noch mit dem Staat Israel identifiziert. Genau diesen Gefahren unterliegen schulische Unterrichtseinheiten viel zu oft.

Unter spezifisch religiöser Perspektive legt sich für christliche Lesende zunächst ein Vergleich an. Was prägt die christliche Feier von Erstkommunion, Firmung (oder Konfirmation)? Welche Zeremonien gibt es bei

uns? Welche Bedeutung haben diese Feste für christliche Kinder und Jugendliche? Welche Feiertraditionen gibt es in den Familien? Vor dem Tableau dieser vorgängigen Selbstvergewisserung liest sich diese Szene (und das ganze Buch) umso spannender: Welche Elemente sind gleich oder vergleichbar? Was ist ganz anders? Welche – zunächst durch Unterstreichung oder farbliche Markierung hervorzuhebende – Begriffe sind unklar und bedürfen der Erklärung, die über das angehängte Glossar leicht erschließbar sind?

- *Siddur*, das jüdische Gebetbuch für Wochentage, Sabbat und einige Feiertage;
- *Kippa*, die traditionelle Kopfbedeckung;
- *Tallit*, der jüdische Gebetsschal;
- *lejnen*, das klassische Vorlesen aus der Tora;
- *Bima*, das Pult in der Synagoge, auf dem die Tora liegt, während aus ihr vorgelesen wird;
- *Alija*, der Aufruf zum Lesen aus der Tora;
- *Aron haKodesch*, der Toraschrein, in dem die Torarollen aufbewahrt werden;
- *Dwar Tora*, die öffentliche Auslegung einer Stelle aus der Tora;
- *Kiddusch*, der Segensspruch über den Becher Wein zu festlichen Anlässen;
- *Parascha*, der Wochenabschnitt aus der Tora.

Am besten klären je zwei Schülerinnen oder Schüler je einen Begriff und führen ihn dann in ein für die Klasse zu erstellendes Spezialwörterbuch ein.

Zudem können die aufgerufenen biblischen Textstellen betrachtet werden, die ja Beni zunächst genauso rätselhaft sind, wie sie es ‚unseren‘ Schülerinnen und Schülern sein werden. 4 Mose/Num 9 schildert die Wüstenwanderung des Volkes Israel: Über das heilige Zelt mit der Bundeslade legt sich eine Wolke, deren Bewegungen dem Volk den Weg weist. Leichter zugänglich wird ein Blick auf die im Textabschnitt ebenfalls benannte Prophetin Mirjam (2 Mose/Ex 15, 20f.). So wie in Eva Lezzis Text wird Mirjam auch im christlichen Religionsunterricht explizit als weibliche Vorbildgestalt porträtiert. Der Verweis auf die Bestrafung für ihre ‚Auflehnung‘ (4 Mose/Num 12) gegen die Führungsrolle ihres Bruders Mose kann – in höheren Klassen – durchaus zu einer Problematisierung der Darstellung von Geschlechtsstereotypen in der Bibel herangezogen werden.

Ideal legt es sich nahe, die aufgerufenen biblischen Passagen in der neu herausgegebenen Kinder-Tora nachzulesen (*Liss/Landthaler*, Bd. 4, 2015, 45; 52f.). Hier werden die Anfänge der Leseabschnitte in hebräischer Sprache wiedergegeben, zudem hält sich der Aufbau der jeweiligen Seiten an die Ästhetik klassischer Tora-Kommentare. Spannend für Kinder zu sehen, dass eine Kinder-Tora so ähnlich, aber eben doch auch ganz anders aufgebaut ist als Kinderbibeln!

Eingebettet sollte die Betrachtung der zentralen Szene in die – angesichts des Textumfangs überschaubare – Lektüre des Buches als *Ganzschrift* sein. 30 Seiten, davon die Hälfte eben Foto-Collagen: Dieser Umfang prädestiniert das Buch für einen solchen Unterrichtseinsatz. Da sich reale Begegnungen von Kindern verschiedener Religionen erstens in der religionspädagogischen Alltagspraxis meistens nur schwer organisieren lassen und zweitens in ihrem didaktischen Sinn umstritten sind, bietet dieses Kinderbuch die ungewöhnliche Chance eines in aller medialen Gestaltung authentischen Lernens, das ästhetische Zugänge mit interreligiösen Perspektiven verbindet.